

Jean-Claude Juncker

Wir brauchen Europa

Sehr verehrter Herr Ministerpräsident,

lieber Herr Fleig,

Herr Landtagspräsident,

mein lieber Theo,

lieber Herr Strube,

sehr verehrte Familie Schleyer, die ich besonders herzlich begrüßen möchte, weil Sie durch Ihre Anwesenheit, die Erinnerung wachhalten an das, was Hanns Martin Schleyer uns vorgelebt hat und was durch Sie auch immer eine Fortsetzung findet. Diese Feier wäre, ohne Ihre Anwesenheit nicht zu denken und ich bin sehr dankbar, dass Sie in großer Zahl hier erschienen sind.

Ich darf mich für diesen Preis, von dem ich glaube, dass ich ihn vollumfänglich verdient habe, sehr herzlich bedanken.

Ich bin stolz auf diesen Preis: Zum einen wegen seines Namensgebers Hanns Martin Schleyer und dessen, wofür sein Name, wie auch heute noch der seiner Familie, steht, zum anderen bin ich stolz, nachdem ich 2009 bereits die Ehre hatte, als Laudator für Helmut Kohl hier zu sein, nun in der Reihe derer, die diesen Preis erhalten haben, stehen zu dürfen. Und deshalb fühle ich mich sehr geehrt durch diese Auszeichnung und möchte mich auch bei der Jury für diese höchst objektive Wahl sehr herzlich bedanken. Besonders aber hat mich gefreut, dass mein Freund, Theo Waigel, die Laudatio auf mich gehalten hat oder besser – erlauben Sie mir zu scherzen – hat halten müssen. Ich habe es mir deshalb immer gewünscht, weil er normalerweise, wenn wir uns treffen, und wir treffen uns gerne und gut, nur Gemeinheiten für mich parat hat – und im Übrigen ich auch für ihn.

Dass er jetzt Abstand nehmen muss von dieser Art der Selbstbeschädigung, die doch sein unzutreffendes Urteilsvermögen verrät, wenn er sich massiv kritisch mit mir auseinandersetzt und hier Positives hat zum Ausdruck bringen müssen, unter größter Willensanstrengung, wie man unschwer bemerkt hat, das hat mich sehr gefreut und ich empfinde dies ab heute als eine regelrecht historische Genugtuung, dass er einmal gut über mich reden musste.

Es hat mich gefreut, weil ich mit Theo Waigel einen langen Weg gegangen bin. Wenn ich mich richtig zu erinnern vermag, kenn ich Dich lieber Theo, a) zu lang, aber mindestens seit 1989 und ich glaube das erste Mal, wo ich mit Dir so richtig ins Gespräch gekommen bin, das war nicht in Deutschland, nicht in Luxemburg, nicht in Brüssel, sondern in Rom. Du weißt dies sicher nicht mehr, weil Du damals viel gereist bist und selten zu Hause warst, Dich um die Republik nicht genug gekümmert hast, wie man an dem wachsenden Schuldenstand unschwer ablesen konnte. Und wir haben füreinander spontane Freundschaft empfunden, die wie jede Freundschaft mit den Jahren noch gewachsen ist, sogar exzessiv gewachsen ist, wie ich manchmal finde, weil wir uns in wesentlichen Dingen bei unserem ersten längeren eingehenden Gespräch einig waren. Die europäische Gegenwart und Zukunft treibt uns beide um. Theo Waigel mindestens so viel wie mich selbst und aus fast besseren Gründen, weil er sich mit den eigentlichen Gründungsursachen der Europäischen Union wesentlich stärker verbunden fühlt, als ich das kann, weil ich ja, wie man unschwer erkennen kann, jüngeren Alters bin und ergo erst Mitte der fünfziger Jahre geboren bin und Krieg eigentlich nur aus der Erzählung der Vorgängergeneration kenne, der Generation meiner Eltern. Theo Weigel hingegen hat das ja noch direkt erlebt, hat seinen Bruder im Krieg verloren, im Elsass, wenn ich mich recht erinnere. Und mein Vater wurde von Hitler und seinen Idioten gemeinsam mit drei von seinen Brüdern am selben Tag zur Deutschen Wehrmacht eingezogen und musste, als Luxemburger zwangsrekrutiert, in der Deutschen Wehrmacht dienen. Unsere Väter haben zwar nicht wirklich gedient, aber sie mussten dorthin. Die längste Reise, die mein Vater, der mit siebzehn Jahren eingezogen wurde, gemacht hatte, war von seinem Dorf zur nächstliegenden fünf Kilometer entfernten Stadt. In Luxemburg wird ein Dorf schnell zur Stadt, fünftausend Einwohner hatte die Stadt. Und am anderen Tag musste er an die russische Front. Man muss sich diesen Kulturschock vorstellen. Die Generation dieser Menschen wusste ja nicht, was eine lange Reise ist, weil sie nie weiter weg von zu Hause als fünf, sechs oder zehn Kilometer waren.

Das gemeinsame Berichten, er über seinen Bruder, ich über meinen Vater, hat uns zusammengeschweißt und seither haben wir nicht mehr voneinander losgelassen, weil wir derselben europäischen Sache, fundamental aus demselben Grund heraus, dienen. Ich kann über vieles hinweg sehen, nicht jedoch über die Art und Weise, in welcher das europäische Projekt in Luxemburg mitunter auf massivste Kritik stößt. Es befremdet mich,

wie man europäische Angelegenheiten, deren Zusammenwachsen lange Jahre gebraucht, hat in solcher Weise kritisieren kann.

Es bestürzt mich, wie man jetzt über dieses europäische Friedensprojekt redet, das nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Männer und Frauen, die aus den Konzentrationslagern und von den Frontabschnitten nach Hause kamen und gesagt haben, „Nie wieder Krieg“, absolut notwendig war. Zum ersten Mal wurde aus diesem ewigen Nachkriegssatz „Nie wieder Krieg“ ein politisches Programm, von dem wir bis heute zehren. Daher ärgert mich die Art und Weise wie man dieses Programm nun schlecht zu machen versucht, es als irrelevant abtut, maßlos, und ich bin überzeugt, dass es böse Folgen haben wird, wenn wir die eigentliche Ursachenbildung des europäischen Integrationswerkes nicht schnellstens wieder entdecken.

Diese Generation, die meinige, darf nicht das kaputtmachen, was die Nachkriegsgeneration mit viel Mühe, Arbeit und Schweiß aufgebaut hat.

Eine der Ursachen, warum das europäische Projekt sich langsam und fast sicher von den Herzen der Menschen entfernt, hat mit der Art und Weise zu tun, wie auch die Politik über Europa redet. Ich wundere mich immer über die Nachbetrachtungen der Sitzungen des Europäischen Rats, die stattfinden und an denen ich selbst teilgenommen habe, in den Medien. Wenn ich französische, deutsche, britische, belgische, niederländische und andere europäische Zeitungen lese oder mir Fernsehnachrichten anschau, erhalte ich immer das Gefühl, es habe eine illegale Sitzung stattgefunden, irgendwo dort, wo ich nicht war. Der Grund für diesen Eindruck liegt darin, dass viele der Teilnehmenden nach Hause fahren und ihrer nationalen Öffentlichkeit erklären, sie seien in Brüssel gewesen, hätten am Europäischen Rat teilgenommen und sich dort gegen alle anderen durchgesetzt.

Augenfällig wird dies natürlich besonders für den „plurikulturellen“ Luxemburger. Wir Luxemburger müssen mehrere Sprachen sprechen, weil der Rest der Welt sich standhaft weigert, luxemburgisch zu lernen. Ich halte das zwar für eine historische Unterlassung, aber da wir nicht von jedem Deutschen, Franzosen und anderen verlangen, dass sie aller Weltssprachen mächtig sind, müssen wir uns bemühen die Sprache der anderen, der kleinen Republiken, die das Großherzogtum umlagern, zu erlernen. So erfahren wir Luxemburger um sieben Uhr im „heute journal“, Frau Merkel habe sich durchgesetzt, sie sagt das auch selbst. Um halb acht hören wir dann den belgischen Premierminister in den belgischen Fernsehnachrichten, der hat sich auch durchgesetzt. Zwischendurch haben einige von uns BBC eingeschaltet, denn die Luxemburger reden im Normalfall auch

englisch. Nun hat der englische Premierminister sich durchgesetzt. Das französische Fernsehen schalten die Luxemburger normalerweise regelmäßig ein, doch nie nach einem Europäischen Rat, weil Herr Sarkozy sich schon bevor er nach Brüssel fuhr, durchgesetzt hat. Und wenn zu guter Letzt ich dann in unserem Nachrichtenprogramm erscheine, dann kann ich mich noch nicht einmal durchsetzen, weil sich bereits so viele durchgesetzt haben.

Dieses Bild, das wir der Öffentlichkeit vermitteln, dass wir gegeneinander kämpfen, dass wir nach Brüssel fahren, um die anderen klein zu machen und es daher dort Verlierer und Sieger gibt, erweckt in den europäischen Stuben nicht das Bild des gemeinsamen Suchens nach zukunftsgestaltenden und zukunftssträchtigen Wegen, sondern eines permanent stattfindenden Boxkampfes, bei dem die einen auf die anderen losgehen. Genauso sind wir nicht stolz auf das Erreichte. ‚Krieg und Frieden‘: Man spricht nicht mehr darüber. Ich spreche darüber, damit man nicht plötzlich wieder gezwungen ist darüber zu sprechen, weil man nicht mehr darüber gesprochen hat.

Auch jüngere Menschen, die der Ansicht sind, das Thema sei „durch“ und ein friedliches Europa sei heute selbstverständlich, darum bräuchten wir uns nicht mehr zu kümmern, müssen wissen, dass dies keineswegs Selbstverständlichkeit ist. Vor dreizehn, vierzehn Jahren, mitten in Europa, auf dem Balkan, im Kosovo und in der Umgegend wurden dreihunderttausend Menschen umgebracht, tausende Frauen vergewaltigt, wurde gefoltert und geschändet, wurden eine Million Menschen von einer Ecke des Balkans in die andere Ecke des Balkans getrieben. Das war mitten in Europa und nicht etwa am unteren Ende von Südafrika. Es geschah hier bei uns nur anderthalb Flugstunden von hier entfernt.

Wir sollten auf die alten Dämonen aufpassen, sie schlafen nur. Und wer es mit Geschick eines Tages schaffen wird, diese alten Dämonen wieder wach zu küssen, was angesichts der derzeitigen populistischen Welle in Europa nicht unvorstellbar ist, der wird erleben, zu welchem Unheil diese Dämonen fähig sind. Deshalb ist das Erbe, das wir zu verwalten haben, immer wieder darauf hinzuweisen, dass Europa, die Europäische Union, an erster Stelle ein Friedensprojekt darstellt, das uns in die Zukunft hinein tragen muss, weil diejenigen, die in zwanzig, dreißig Jahren für die europäischen Gesellschaften die europäischen Länder regieren, nicht einmal mehr einen Urgroßvater haben, der ihnen indirekt von den vergangenen Schrecknissen berichten kann.

Es ist daher unsere Pflicht dafür zu sorgen, dass wir unser Erbe auch in voller Güte an die nächsten Generationen weiter geben. Und deshalb sollten wir als Europäer auch hier in Deutschland, stolz auf das sein, was wir als Friedenswerk und von der ganzen Welt bewundert, auf die Beine gestellt haben. Wir sollten stolz sein auf jüngere Errungenschaften.

Theo Waigel und ich haben, gemeinsam mit anderen, den Euro auf den Weg gebracht, ein wahrhaftiges Bohren dicker Bretter. Wir wurden von allen bespottet und belacht, aber wir haben das gemacht. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, dass wir am Anfang selbst nicht geglaubt haben, dass es uns gelingen würde, aus damals siebzehn nationalen Währungen eine einheitliche Währung zu machen. Erst recht hat es uns kein anderer zugetraut, die Europäer nicht, die deutschen Professoren nicht, die amerikanischen Präsidenten nicht, die amerikanischen Finanzminister nicht. Die Clintons und Rubins, wie sie damals hießen, haben uns be- und verlacht, als wir unsere Euro-Oper in Washington vortrugen. Es hat trotzdem geklappt und heute tun wir so, als ob dies alles falsch gewesen wäre. Was war denn falsch daran? Wir hatten in den ersten zwölf Eurojahren eine durchschnittliche Inflation von 1,97 Prozent, das ist wesentlich weniger ausgeprägt, als die Durchschnittsinflationsmarke der Deutschen Mark in den letzten zwölf Jahren ihres Bestehens. Wir haben Zinssätze von jetzt 1,24 Prozent. Wer weiß denn noch, dass die Zinssätze in den achtziger und neunziger Jahren zwischen 9 und 14 Prozent fluktuierten? Wer weiß eigentlich noch, dass die Inflation zweistellig war, in den achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre? Wer weiß noch, dass die Haushaltsdefizite, die Schuldenstände damals höher waren als in der Zeit, an deren Ende wir in die Finanz- und Wirtschaftskrise eingetreten sind? Die Eurozone hatte im Durchschnitt ein Haushaltsdefizit von 0,7 Prozent im Jahre 2007 vor Krisenbeginn. Zehn der sechzehn Staaten hatten Haushaltsüberschüsse. Heute gibt es nur noch ein Land, das alle Maastricht-Kriterien respektiert und das ist selbstverständlich Luxemburg, weil ich stabilitätsorientiert bin, welches der deutschen öffentlichen überregionalen, manchmal zu Unrecht verbreiteten Meinung bislang entgangen ist. Wer weiß noch, dass Portugal 2007 eine niedrigere Inflation hatte als Deutschland? Wer weiß, dass Spanien eine niedrigere Staatsverschuldung hatte als die Bundesrepublik? Manchmal ist mir schon dazu zumute, einige Besserwisser, die die deutsche Publizistik missbrauchen, um Fehl- und Falschmeldungen in die Welt zu setzen, zur Bescheidenheit einzuladen.

Seit Jahren streite ich mit Griechen und Portugiesen – Irland ist eine andere Geschichte – ich bin über diese sehr verärgert und Griechenland und Portugal über mich. Wären sie das nicht, würde ich meine Arbeit nicht richtig machen als „Eurogruppenobermufti“. Aber wir sollten aufhören, andere Völker und andere Länder zu beleidigen. Das bringt uns überhaupt nicht weiter. Wir haben vieles richtig gemacht, den Eurobinnenmarkt, die Erweiterung nach Ost- und Mitteleuropa, durch die wir diese extreme Herausforderung aufzufangen wussten, die sich seit dem Fall der Berliner Mauer auf den europäischen Kontinent zu bewegte und darin bestand, dass, was kaum jemand weiß, seit dem Fall der Berliner Mauer in Europa und an der direkten Peripherie Europas siebenundzwanzig neue Staaten entstanden sind. Siebenundzwanzig neue Akteure internationalen Rechts, die man einbinden musste, da sie es auch wollten.

Niemand hat sie in diese europäische Solidaritäts- und Friedenswährung gezwungen. Diesen Ländern haben wir es erlaubt und uns auch, dass sie ihre Grenzkonflikte, ihre Minderheitenkonflikte, vielfältige Konflikte, die aus der Vergangenheit in die Zukunft zu katapultieren drohten, zu besänftigen verstanden.

Wenn wir keinen Euro in dieser Finanz- und Wirtschaftskrise gehabt hätten, dann wären wir im europäischen Währungssystem – Theo und ich haben dieses schwierige Feld mit all den Aufwertungen und Abwertungen ja lange beackert – im Chaos versunken.

Deutschland hätte eine höhere Arbeitslosigkeit und wesentlich weniger ausgeprägte Machtanteile im EU-Ausland wie auch weltweit, weil es diese Währungsstabilität nicht gäbe. Die Südwährungen hätten abgewertet, die Nordwährungen – obwohl ich diese Zweiteilung Europas überhaupt nicht mag, da bin ich mit Theo Waigel völlig einverstanden – hätten sich, weil sie Wettbewerbsfähigkeit nicht selbst zu generieren gewusst hätten, auf die alleinige kompetitive Abwertungswaffe verlassen und damit sämtliches normales makroökonomische Gehabe und Getue völlig durcheinandergewirbelt. Und wenn wir die Erweiterung nicht ermöglicht hätten – die nach meinem Geschmack zu schnell und zu unüberlegt umgesetzt worden ist – wenn wir das nicht gemacht hätten, kein Euro, keine Erweiterung, der Kontinent liefe heute schon auseinander.

Darum geht es letztendlich, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde, dass man sich nicht mit brennender, aber mit ernster Sorge die europäische Zukunft mit perspektivischem Blick anschauen muss und man sich ängstlich die Frage stellen muss, wie das eigentlich möglich ist, dass wir jetzt ohne Not anfangen Errungenschaften in Frage zu

stellen. Wie kann das sein, dass man plötzlich über Nacht, weil rechtsextreme Populisten anfangen Wahlen zu gewinnen, Grenzkontrollen wieder einführt. Wenn jeder, auch die klassischen politischen Familien, schwarz, rot, grün, die anderen gibt es ja kaum noch, sich jetzt diese Programmatik an die Hand geben würde, die diese rechtsextremen Kräfte sich überall in Europa an die Hand gegeben haben, welches Europa würde das eigentlich werden? Soll man wirklich wieder als eine Art Feldversuch einmal ein Jahr lang wieder Grenzkontrollen in Europa einführen? Wollen wir wirklich alle diese Handelshemmnisse, die wir hatten, wieder in der europäischen Landschaft aufstellen? Sollen wir wirklich wieder ausprobieren, was es heißt, nicht-Europa zu praktizieren? Sollen wir wirklich wieder versuchen aus der Nachbarschaft zu anderen Ablehnung anderen gegenüber zu konstruieren und aus dieser Nichtnachbarschaft und aus dieser Ablehnung langsam wieder Feindschaft aufzubauen und genau wieder dorthin zurückzukehren, wo wir nach dem Zweiten Weltkrieg waren? Wollen wir so tun, als ob die vorige Generation nicht gewesen wäre, die mit viel Mut, aufgebaut hat, wovon wir heute den vollen Genuss haben? Nein! Und deshalb sage ich aufpassen, nicht nachlassen, bereit sein sich beschimpfen zu lassen! Ich muss mir solche Beschimpfungen zurzeit auch von der deutschen Presse gefallen lassen. Ich habe heute in der „Börsenzeitung“ gelesen, ich sei ein Volksverwirrer – damit Sie wissen, wenn sie nachher wackeln, wieso und weshalb Sie des aufrechten Ganges plötzlich nicht mehr mächtig sind. – Ich habe in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ gelesen ich wäre völlig überfordert. Das wollte ich Ihnen beweisen, dass das so ist. Vielen Dank.